

Peter Ambros

Was am Wichtigsten im Leben ist, geht dich nichts an! – Die Welt der Kinder der Überlebenden

Mit dem Ende der unmittelbaren Zeitzeugengeneration rückt besonders für die regionalen und lokalen Forschungen zur Shoa und zur Herrschaft des Nationalsozialismus insgesamt eine bisher eher vernachlässigte Quellengattung in den Blickpunkt: die Berichte und Erinnerungen der so genannten „zweiten Generation der Überlebenden“. Die bisher erschienene Literatur konzentrierte sich weitgehend auf die therapeutische Bearbeitung von deren Traumata.¹ Die Berichte derer, die als kleine Kinder überlebten, und der Nachgeborenen als historische Quellen blieben dagegen nahezu unerschlossen. Es ist dies selbstverständlich auch den besonderen Schwierigkeiten dieser Erinnerungen und Aussagen geschuldet, die oft eine Widerspiegelung des Schweigens sind. Weniger das Ausgesprochene, sondern das Ungesagte und Unsagbare prägt das Selbstverständnis dieser Generation. Fragmente dieser Geschichte wirken brüchig bis in die Gegenwart.

Peter Ambros wurde 1948 in der slowakischen Kleinstadt Trnava geboren. Er studierte in Bratislava Soziologie, seit 1968 in Jerusalem und West-Berlin Soziologie, Geschichte und Judaistik. Von 1983 bis 1985 lebte er in Toronto und war danach bis 1998 für die Jüdische Gemeinde zu Berlin in West-Berlin tätig. Von 1999 bis 2001 hielt Ambros als Fachdirektor am Prager Jüdischen Museum auch Vorlesungen am Institut für Judaistik der Comenius-Universität in Bratislava. Zwischen 2001 und 2007 war er Referent des Oberbürgermeisters in Chemnitz und stellvertretender Vorsitzender des Vorstandes der Chemnitzer Jüdischen Gemeinde. Heute betreibt Ambros den Hör- und Buchverlag Anatewka.

Sein Wirken war immer begleitet und kommentiert durch Veröffentlichungen, so z. B. in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, der Zeit, dem Tagesspiegel, der Berliner Zeitung, der tageszeitung, Rundfunk und Fernsehen, wie auch in tschechischen, slowakischen und polnischen Medien. Er übersetzte und edierte Werke osteuropäischer jüdischer Literatur und arbeitete an deren Verbreitung. Sein eigener Debütroman Abschlusskonzert handelt programmatisch „von der Schwierigkeit, Dinge nicht zu vergessen, die man nicht erlebt hat“.²

Die zunächst rein autobiographisch anmutende Zeitzeugenaussage von Peter Ambros entstand anlässlich des Symposiums „Erinnerungen an nicht Erlebtes - die zweite und dritte Generation nach der

Scho'ah“ während der 17. Tage der jüdischen Kultur in Chemnitz und wurde am 16. März 2008 in einer öffentlichen Veranstaltung vorgetragen. Außer Ambros sprach Alexandra Rossberg über „Fremd- und Eigenwahrnehmung der Nachkommen von Überlebenden der Scho'ah“. Ambros war somit derjenige Beitragende, der sich explizit als Zeitzeuge dieser Frage verstand. Dagegen äußerte sich die 1945 geborene Psychotherapeutin Alexandra Rossberg, die als eine Mitbegründerin der Hilfsorganisation ESRA traumatisierte Nachkommen von Opfern der Scho'ah betreut, nicht öffentlich über ihre familiäre Widerspiegelung.

Zeitzeugenaussagen der zweiten Generation bedürfen einer besonders sorgfältigen Abgrenzung der Zeitebene des Berichteten und jener des Berichts. Viele historische Quellen sagen mehr über die Zusammenhänge der Erzählenden aus, als über das historische Ereignis. Der vorliegende Text weist insofern eine weitere Besonderheit auf, als die Reflexion der Erinnerung selbst zumindest teilweise zum Thema wird. Ambros äußert sich, obwohl er betont, „weder Fachmann noch gar Experte in Sachen Zweite Generation“, sondern „Studienobjekt“ zu sein, gleichwohl ausführlich über das setting seines Berichts und dessen Wirkung auf ihn. Der Prozess des Erinnerns wird so zu seinem Gegenstand. Damit eröffnet Ambros eine dritte Ebene des Quellentextes, die ihn zu einer Auseinandersetzung mit jüdischer und nichtjüdischer Gedenkkultur führt.

Wir dokumentieren im Folgenden den Vortrag von Peter Ambros.

(Gunda Ulbricht und Thomas Fache für die Redaktion von MEDAON)

Im Jahr 1992 erfuhr mein Leben eine unerwartete und dramatische Wende. Ich war damals in der Pressestelle der Jüdischen Gemeinde zu Berlin angestellt und stand eines Tages im Büro meiner Kollegin, die die Jüdische Volkshochschule leitete. Ich schaute über ihre Schulter auf die Teilnehmerliste des vorbereiteten Wochenendseminars für Angehörige der Zweiten Generation nach der Scho'ah, organisiert als gemeinsame Veranstaltung der Jüdischen Volkshochschule und der Organisation „esra“. Ich überflog die Liste mit einem Blick und entdeckte darauf zunächst den Namen einer Frau, die ich seit einiger Zeit flüchtig kannte und sowohl attraktiv als auch interessant fand.

„Was suchst Du denn in der Liste?“, fragte mich die Kollegin.

„Ach, ich denke darüber nach, mich für das Wochenende anzumelden“, antwortete ich.

„Mensch, spinnst Du? Was hast Du denn unter diesen Spinnern zu suchen, die in den alten Geschichten kramen? Die haben doch alle eine Macke“, ließ sich die Kollegin – selbstverständlich auch eine Angehörige der Zweiten Generation – hören.

„Klar, das weiß ich“, verteidigte ich mich etwas unbeholfen, „ich dachte mir einfach, dass ich etwas darüber für die Zeitung schreiben könnte.“

Das Wochenendseminar fand am Ende der Welt des alten Westberlin statt, im Jagdschloss Glienicke, und es bestand die Möglichkeit, sich für unerhebliches Aufgeld auch zur Übernachtung anzumelden.

Ich tat es nicht – spätestens da hätte ich mir eigentlich eingestehen müssen, dass meine unbewussten Beweggründe weder mit der schönen Bekannten noch mit der Absicht über die Veranstaltung einen Artikel zu schreiben zusammenhingen –, sondern setzte mir im Gegenteil für den Abend dieses Freitags einen Termin, um ja sicherzugehen, dass ich mich auf das Seminar nicht voll einlassen kann. Es kam anders.

Später nahm ich noch einige Male an diesen Seminaren teil, geleitet immer wieder von demselben Team holländischer Psychologen, die sich seit Jahren mit dem Thema beschäftigten. Sie hatten eine feste Struktur. Zunächst fand ein Vorstellungsgespräch aller Teilnehmer statt. Danach wurde den Teilnehmern angeboten, gemeinsam Kabbalat Schabbat zu begehen. Ich betone, dass es sich lediglich um ein unverbindliches Angebot handelte – niemand wurde bedrängt, obwohl alle drei Seminarleiter orthodox waren. Am zweiten Seminartag wurde in drei Gruppen gearbeitet, deren Zusammensetzung vom Verfolgungsschicksal der Eltern bestimmt war – Lagerhaft, Untergrund oder Emigration. Auch hier haben die Seminarleiter lediglich vorgeschlagen, sich einer Gruppe entsprechend den Erlebnissen der Eltern anzuschließen, prinzipiell konnte jeder in jede Gruppe gehen. Jede Gruppe hielt jeweils drei Sitzungen ab mit der festgesetzten inhaltlichen Reihenfolge: 1. Wir und unsere Eltern – die Vergangenheit; 2. Wir und unser Leben in Deutschland – die Gegenwart; 3. Wir und unsere Kinder – die Zukunft. Sowohl zu dem Angebot der Kabbalat Schabbat als auch zu der Gruppenzusammensetzung werde ich im weiteren Verlauf meiner Ausführungen noch zurückkehren. Ich fuhr nach der Kabbalat Schabbat dieses ersten Wochenendes zurück nach Hause nach Charlottenburg und nahm meinen vorbereiteten Termin wahr.

An dieser Stelle möchte ich eine Erklärung abgeben. Im Gegensatz zu den anderen Referenten unseres Symposiums bin ich weder Fachmann noch gar Experte in Sachen Zweite Generation. Was ich Ihnen vortragen kann, ist lediglich „oral history“, ich stelle mich zur Verfügung als Studienobjekt zum Tagungsthema. Folglich sollten Sie meine Erkenntnisse nicht als „Wahrheiten“ auffassen, sondern lediglich als sehr subjektive Schlussfolgerungen, die keinen Anspruch auf Verallgemeinerungen erheben können, obwohl ich selbstverständlich der Meinung bin, dass die Entdeckungen, die ich während der Zeit meiner intensiven Beschäftigung mit dem Thema gemacht habe, nicht nur für mich, sondern zumindest für viele, wenn nicht für alle Angehörigen der Zweiten Generation geltend gemacht werden können. Und jetzt kehre ich zu meinem ersten Wochenendseminar zurück.

Am Samstag in der Frühe gesellte ich mich der mir empfohlenen Gruppe zu – meine Eltern verbrachten die meiste Hitlerzeit in Konzentrationslagern. Wir – das heißt die etwa zehn Gruppenteilnehmer – begannen dem Thema der ersten Sitzung entsprechend zaghaft über die Lagerhaft unserer Eltern zu berichten, bis uns unser Gruppenleiter – er hieß Fedja – darauf hingewiesen hatte, dass das Thema

nicht „unsere Eltern“, sondern „wir und unsere Eltern“ war. Nach und nach begannen wir über unsere Kindheitserlebnisse zu erzählen und die Atmosphäre in der Gruppe hatte sich schlagartig verändert. In diesem Augenblick erfuhr ich meine erste „mystical experience“ dieser ganzen Geschichte. Auf einmal überkam mich ein nie zuvor gekanntes wohliges Gefühl: Ich befand mich zum ersten Mal in meinem vierundvierzigjährigen Leben in einer Gruppe von Menschen und spürte, dass ich nicht auf der Hut zu sein brauchte, dass mir hier auf keinen Fall von jemandem eine Gefahr drohte, dass ich mich in einem angstfreien Raum befand.

Nach dem Absolvieren der drei Themenblöcke war zum Ende des Seminars noch eine Sitzung im Plenum vorgesehen. Es überraschte mich nicht, dass die Gruppe am Ende der letzten Gruppensitzung Widerstand leistete – ich kannte aus früheren Schulungen mit kleinen Arbeitsgruppen das Phänomen, das die Intensität der Gruppenarbeit bewirkt: Man möchte nicht „mit diesen anderen Idioten die kostbare Zeit verschwenden“, man möchte sie lieber zur weiteren intensiven Arbeit im engen Kreis nutzen. Erst im Nachhinein wurde mir klar, dass Fedja selbstverständlich dieses Phänomen noch viel vertrauter sein musste, und dass der weitere Verlauf, den er zu improvisieren vorgab, und der bei mir die entscheidende Wende hervorgerufen hatte, sehr wohl vorbereitet war.

„Nun gut“, sagte er zu uns. „Wir haben das eigentliche Programm ausgeschöpft, jetzt kann ich euch noch eine Art Spiel vorschlagen. Stellt euch vor, ihr steht auf der Rampe irgendeines Konzentrationslagers. Die Landschaft ist bekannt, die Toreinfahrt des Lagers, die Schienenstränge, die an der Rampe enden, es ist aber nicht damals, es ist heute. Du stehst da und siehst das hohe Gras, das aus dem Schienengraben emporwächst, die Schienen sind seit Jahren nicht mehr benutzt worden. Und jetzt stell dir vor, dass auf der Rampe dir gegenüber deine Mutter steht. Sie ist aber die von damals, genauer vom Tag der Befreiung. Sehe sie dir ganz genau an. Du weißt, was sie hinter sich hat. Sie scheint aber deine Anwesenheit gar nicht wahrzunehmen und das ist ärgerlich. Du möchtest mit ihr spielen und sie scheint dich gar nicht zu sehen. Das solltest du zu ändern versuchen. Ergreife die Initiative. Sagen wir, werfe ihr einen Ball zu.“

Nach dieser Aufforderung folgte eine kurze Pause, dann fuhr er fort.

„Hat sie ihn aufgefangen? Hat sie nicht, nicht wahr? Hm, aber schau sie dir doch genau an. Ist sie überhaupt dazu in der Lage, so wie sie aussieht?“

Nach diesem „Spiel“ heulten wir alle los. Bei mir jedenfalls löste dieses Erlebnis eine Kette von Gedankengängen und schließlich Erkenntnissen aus, die mich mehrere Tage sehr intensiv beschäftigt hatte. Die primäre Erkenntnis war: Du warst nicht ein geliebtes Kind. Das ist eine sehr harte Erkenntnis und der Mensch neigt dazu, sie zu verdrängen, was ich bis zu diesem Augenblick auch mein Leben

lang getan hatte. Fedja hat mir ermöglicht, sie aus dem unbewussten Bereich meiner selbst ins Bewusstsein zu holen, sie mir zum ersten Mal im Leben offen einzugestehen, denn er lieferte durch das „Spiel“ gleich auch die Erklärung nach, dass ich nämlich nicht ungeliebt gewesen sei, weil meine Eltern oder ich selbst „böse“ gewesen wären, sondern dass weder sie noch ich schuld daran waren. **Im Lager ist ihnen die Liebesfähigkeit abhanden gekommen.**

Ich begann mein Leben zu sortieren, darin aufzuräumen. Es war ein insgesamt sehr langer, aber in den ersten Tagen außerordentlich intensiver Prozess. Es fing damit an, dass ich mich an meinen Rechner setzte und den reißenden Strom von Gedanken, die meine Beziehung zu meiner Mutter und meinem Vater betrafen, aufgeschrieben habe. In einem bestimmten Moment wurde mir bewusst, dass es nicht ausreicht, und dass ich diese Gedanken laut aussprechen musste. Ich fing also zu reden an, allein in meinem abgeschlossenen Arbeitszimmer, dann unterbrach ich, denn ich hatte begriffen, dass das Aussprechen auf deutsch auch nicht ausreicht, ich musste mich in meiner slowakischen Muttersprache artikulieren, in der ich seinerzeit auch mit meinen längst verstorbenen Eltern gesprochen hatte. Diese „Selbsttherapie“ hat mein Leben grundlegend verändert.

Ich versuchte nach Bildern zu suchen, die helfen konnten, mir selbst die Vergangenheit und das, was während des Seminars geschah, anschaulich zu machen. Eins dieser Bilder meiner Kindheit war so: Ich konnte mich erinnern, dass ich als Kind wusste, dass sich meine Eltern sehnlichst wünschten, dass ich glücklich sei, und dass ich es als meine Pflicht empfunden hatte, glücklich und fröhlich zu wirken – die Fotos aus meiner Kindheit sind ein Beleg dafür. Meine Eltern waren aber so lange meine Erinnerung reicht, zwei stets tief traurige Menschen. Diese Situation half mir die Hartnäckigkeit zu erklären, mit der ich mich in meinem erwachsenen Leben mit eiserner Regelmäßigkeit in meine Depressionen zu stürzen pflegte. Ein Kind bewundert seine Eltern und möchte ihnen gleichen. Und in meinem Kopf muss sich etwa eine solche Überlegung konstituiert haben: ‘Jetzt bin ich noch ein kleines Kind und muss glücklich sein. Aber eines Tages werde ich groß und erwachsen, und dann darf ich auch so schön traurig sein wie meine Eltern.’

Das Bild, das den nunmehr eingetretenen Wandel in meinem Leben nachzeichnete, ging so: Es ist ein angenehmer sonniger Sommertag, ich sehe eine breite Wasserfläche, voll von kleinen Bötchen. In jedem Boot sitzt ein Mensch, ich bin einer von ihnen. Ich sitze verträumt da und genieße die Wärme und das sanfte Schaukeln des Wassers. Das Problem ist, dass es sich bei der Wasserfläche nicht um einen Teich oder einen See handelt, der von allen Seiten von Ufern gesäumt wäre. An einem Ende ist eine Kante mit einem steilen Abhang, von dem das Wasser wasserfallartig in die Tiefe stürzt. Der Sturz meines Bootes von dem Abhang wäre mit ziemlicher Sicherheit tödlich und je nach der Lage der

Strömung müsste es – wenn ich nichts unternehme – das Boot irgendwann mal zu der Kante hin unausweichlich treiben. Ich wache auf von meiner Träumerei und untersuche das Boot. Ich stelle fest, dass das Boot neben dem Segel auch über einen Schiffsmotor und über ein Steuer verfügt, ich werfe den Motor an und probiere das Steuern aus, dann setze ich mich wieder hin und träume genießerisch weiter, allerdings jetzt schon wissend, wie man einer eventuell nahenden Gefahr vorbeugen kann.

Es waren vor allem zwei Dinge, die ich als Schlüssel zu meiner/unserer Kindheit und der daraus resultierenden Symptomatik im danach folgenden Leben begriffen zu haben meine. Das erste und vielleicht wichtigste davon habe ich im Titel meines Beitrags benannt – was am Wichtigsten im Leben ist, geht dich nichts an! Meine Eltern sprachen sehr selten über die Lagerzeit, aber ihr Schweigen war sehr laut und beredt. Diese Zeit des Leidens und ihre ermordeten Geschwister und Eltern waren stets präsent im Raum, genauer gesagt der Tod war stets präsent. Es war völlig klar, dass die KZ-Haft die zwar negative, aber wichtigste Erfahrung darstellt, die ein Mensch durchmachen kann. Es war ebenso klar, dass es sich dabei um etwas handelte, was anzufassen mir strengstens verboten war.

Selbstverständlich wurde ein solches Verbot nie laut ausgesprochen, wie so vieles andere wurde es vielmehr nonverbal – durch signalisierte Befremdung, betretenes Schweigen oder entsprechenden Gesichtsausdruck – vermittelt, wann immer ich wagte zu fragen oder auf welche Weise auch immer das Thema zu berühren. In den 80er und 90er Jahren hatte ich viel Gelegenheit, als Leiter der Pressestelle der Jüdischen Gemeinde zu Berlin über das Thema zu schreiben, ich schaffte es aber irgendwie, es rein im Kopf zu behandeln und emotional stets Distanz zu wahren. Aber ich glaube, dass ich Ihnen das Problem an zwei kleinen Beispielen noch anschaulicher machen kann.

Ich war nie in Auschwitz. Wenn ich im Fernsehen Bilder der durch das Vernichtungslager marschierenden, Fahnen schwenkenden und Kampflieder singenden israelischen Jugendlichen sehe, muss ich bitterlich lächeln, wenn ich Berichte über die Besuche deutscher nichtjüdischer Jugendlicher lese, die dann ausführlich über ihre Eindrücke referieren und kulturelle Programme aufstellen, lächle ich traurig. Ich möchte nicht missverstanden werden: Ich unterstelle den israelischen Jugendlichen keine Gefühllosigkeit, ich bin mir dessen bewusst, dass ihr Verhalten aus tiefer innerer Verwirrung und Unsicherheit resultiert, ich kritisiere auch die deutschen Auschwitz-Touristen nicht, weil ich ihre aufrichtige Bemühung, mit der jüngsten deutschen Geschichte anständig umzugehen, nicht anzweifle und nicht weiß, ob diese Aktionen im Sinne einer nationalen seelischen Hygiene nützlich sind oder nicht. Aber ich selbst kann es nicht. Nicht nur das nicht. Ich stamme aus der Tschechoslowakei und habe dieses sozialistische Land nach der sowjetischen Invasion des Jahres 1968 im Alter von zwanzig Jahren verlassen. Bis zum Mauerfall konnte ich dann auch nicht wieder hinfahren. Danach fuhr ich mit unregelmäßiger Regelmäßigkeit aus Berlin mit meinem Wagen nach Prag. Bei der ersten Fahrt musste

ich mich vom Streckenverlauf überraschen lassen. Damals führte die Trasse von Dresden nach Prag direkt durch die Stadt Theresienstadt, wo meine beiden Eltern eine Zeit lang interniert gewesen waren. Als ich das erste Mal am Ortsschild vorbeifuhr, geriet ich in Panik, gab Gas und raste mit hundert Sachen durch die Stadt. Bei den späteren Durchreisen habe ich mich schon unter Kontrolle gehabt, aber ich verhielt mich trotzdem neurotisch. Es hatte der Erfahrung der „esra“-Seminare bedurft, eines Tages in der Stadtmitte einzuparken und mir die Zeit zu nehmen, diesen für mich tabuisierten Ort in Augenschein zu nehmen.

Es gibt aber noch ein anderes Beispiel, das in meinen Augen belegt, dass meine Erfahrungen vielleicht doch mehr als nur rein subjektiv sind. Ich stamme aus einer slowakischen Kleinstadt namens Trnava. Seit ich anfang die Welt zu begreifen, hasste ich dieses Städtchen und lange Jahre meines späteren Lebens nicht nur dies eine konkrete, sondern das Phänomen Kleinstadt an sich. Ich lebte obsessiverweise nur in Metropolen und wenn möglich immer in der jeweiligen Stadtmitte. Ich sagte schon, dass ich nach dem ersten „esra“-Wochende in meinem Leben aufgeräumt hatte und ich tat es ziemlich systematisch. Ich machte eine Liste aus Dingen, die ich an mir selbst für neurotisch hielt und versuchte, die dahinter steckenden Probleme zu lösen. Dazu gehörte auch die Metropolenobsession und im Winter 1994 nahm ich mir so viel Zeit wie ich nötig haben würde, um mir meine Heimatstadt genau mit Erwachsenenaugen anzusehen und versuchen zu verstehen, wie sie funktioniert und was mir daran als Kind so missfiel. Ich fuhr zunächst „inkognito“ hin, ohne mich bei einem meiner Freunde zu avisieren – auch das war schon ein erstes Erlebnis, dass es überhaupt möglich ist, in einer Stadt wie Trnava einige Tage unbemerkt und unerkantet verbringen zu können. Das Experiment gelang – dass ich jetzt seit sechs Jahren auf dem Kaßberg in Chemnitz lebe, ist ein guter Beweis dafür, dass ich mich heilen konnte. Nach drei Tagen hob ich mein Inkognito auf und besuchte Freunde, darunter auch einige jüdische Kindheitsfreunde, die in der Stadt noch übriggeblieben sind, und deren Eltern genau wie meine eigenen die meiste Zeit des faschistischen Slowakischen Staates in einem Arbeitslager in dem Städtchen Sered – etwa vierzig Kilometer von Trnava entfernt – verbracht hatten. Es war meine Absicht, mir im Rahmen dieser „Therapie-Expedition“ auch das Lager anzusehen, und um nicht lange suchen zu müssen, habe ich meine Freunde, die im Gegensatz zu mir ihr ganzes Leben in einer Entfernung von 40 Kilometern zu dem Ort, wo ihre Eltern inhaftiert gewesen waren, verbracht haben, gefragt, wo ich in Sered das ehemalige Lager finde. Ich war eigentlich nicht einmal überrascht zu erfahren, dass keiner von ihnen je dort gewesen ist, dass keiner von ihnen genau wusste, wo es lag. Ich habe es gefunden und es war eine sehr bewegende Erfahrung.

Ich habe es also geschafft, dieses Tabu, das unmittelbar mit meinen Eltern zusammenhing, zu brechen. Obwohl es viel Energie gekostet hatte, brachte es mich meinen Eltern näher und wirkte

befreiend. Auschwitz ist für mich keine solche Herausforderung, obwohl dort neun meine Onkel und Tanten sowie meine beiden Großmütter ermordet wurden. Vielleicht weil ich mit den Ermordeten bloß den Namen und bei einigen von ihnen Gesichter von vergilbten Fotos verbinde. Während ich jahrelang nicht durfte, ohne zu wissen, dass ich nicht darf, sage ich mir heute: Ich muss nicht. Oder rede ich es mir nur ein? Ich weiß es einfach nicht.

Ich sagte vorhin, dass ich zwei Dinge rückwirkend entdeckt zu haben meine, die meine Kindheit im Zusammenhang mit dem Verfolgungsschicksal meiner Eltern prägten. Das zweite davon ist etwas, das ich meinen Eltern als bewusste oder unbewusste Bemühung hoch anrechnen muss, aber nur als Bemühung und nicht als deren Ergebnis. Ich behaupte, dass die Überlebenden ihren Kindern als das wichtigste Vermächtnis fürs Leben mit allen Mitteln das übergeben wollten, was ihre wertvollste Erfahrung aus der Verfolgungszeit darstellte – nämlich ihre Überlebensstrategie. Auch das möchte ich konkret illustrieren. Ich sprach von der Empfehlung der Seminarleitung, sich zu Gruppen je nach dem Verfolgungsschicksal der Eltern zusammenzuschließen. Wir tagten also in drei Gruppen und jede dieser Gruppen hatte eine eigene Gruppendynamik. Am Rande bemerkt: Das Jagdschloss Glienicke ist ein alter, aber restaurierter Bau, so dass die Innenwände ziemlich hellhörig sind, und in den Pausen, bzw. während der abendlichen Unterhaltungen sind Teilnehmer aus unserer Gruppe oft mit der verwunderten Frage aus anderen Gruppen konfrontiert worden: „Wie kommt das eigentlich? Ihr seid doch die 'schlimmste' Gruppe und man hört aus eurem Raum immer wieder Gelächter!“. Die Antwort darauf ist einfach. Das bei uns in der Tat immer wieder ausbrechende Lachen war ein Lachen des Wiedererkennens. Immer wieder berichtete jemand aus seiner Kindheit schrullige, skurrile Dinge, die dem wie ein Ei dem anderen glichen, was man selbst als Kind erlebt hatte. Aber zurück zur Überlebensstrategie. Während einer Zigarettenpause zwischen zwei Sitzungen unterhielten wir uns auf dem Hof in einem gemischten Grüppchen und eine Frau aus der Untergrund-Gruppe erzählte über ihren Vater, der sich die ganzen Jahre bei nichtjüdischen deutschen Freunden versteckt hatte: „Unsere Eltern reagierten fast immer umgekehrt als alle anderen normalen Menschen. Mein Vater zum Beispiel. Je aufgeregter er war, desto leiser hatte er gesprochen. Das hat mich als Kind schon irritiert, aber heute ertappe ich mich selbst manchmal dabei, dass ich es genauso mache.“ Eines Tages kam in unsere Gruppe einer aus der Emigranten-Gruppe zum „Hospitieren“. Diese Sitzung war die reinste Katastrophe. In unserer Gruppe herrschte grundsätzlich ein sehr harmonischer Ton, auch wenn an manchen Stellen die Erlebnisse eines Teilnehmers auffällig divergierten, war die Reaktion der Gruppe von dem Versuch zu verstehen bestimmt. Unser Gast wirkte wie ein Hecht im Karpfenteich. Er war aggressiv, suchte Konflikte, fiel anderen ins Wort und drängte sich ständig in den Vordergrund. Spätestens zu diesem Zeitpunkt wurde mir klar: Die Überlebensstrategie eines Lagerinsassen ist unauffällig bleiben, am besten sich durch ein Mimikri optisch in der Landschaft der Umwelt aufzulösen,

die Überlebensstrategie eines versteckt Lebenden ist geräuschlos zu bleiben, während es die Überlebensstrategie eines Emigranten ist, dem Schicksal die Stirn zu bieten und sich in unbekanntem und neuen Lebensbedingungen durchzusetzen. Ich wiederhole: Wir sind unseren Eltern Dank dafür schuldig, dass sie uns fürs Leben mit dem wichtigsten Gepäck ausstatten wollten. Das Problem liegt darin, dass sie uns damit nicht auf unser, sondern auf ihr Leben vorbereitet hatten.

Jetzt möchte ich noch ein Problemfeld berühren, das die Scho'ah in die Welt danach gebracht hat. Seit etwa 150 Jahren verläuft in ganz Europa mit großer Breitenwirkung ein Prozess, der schon weitere Hundert Jahre früher mit der Aufklärung angesetzt hatte – der Prozess des Abfalls der Menschen vom Glauben und von den Religionsgemeinschaften. In der Judenheit gewann dieser Prozess eine besondere Dynamik durch die Emanzipation der Juden und die damit verbundene Assimilation. Während vieler Generationen entdeckten die „aufgeklärten“ Juden nach ihrem Verzicht auf die seit Jahrhunderten zur Subtilität kultivierte Tradition ein Vakuum an Stelle der verlassenen intakten Welt der jüdischen Spiritualität. Viele von ihnen suchten Zuflucht in einer Art Ersatzreligionen, die da waren seit der Hälfte des 19. und im Verlauf des vergangenen Jahrhunderts Ideologien – allen voran die sozialistische und die zionistische –, die traditionelle Welt der europäischen Kunst oder die der Wissenschaft. Als Ersatzreligion eigneten sich Ideengebilde, die den Menschen vor Aufgaben und Herausforderungen stellen und sich identitätsstiftend auswirken. Seit dem Zusammenbruch der nationalsozialistischen Ausrottungsmaschinerie erschien auf der Bildfläche die jüdische Erfahrung aus der Scho'ah als ein neues – und ich möchte hinzufügen durch ihre Negativität besonders gefährliches – Angebot der identitätsstiftenden Ersatzreligion. Vor diesem Hintergrund begriff ich nach einiger Zeit das, wie mir scheint, sehr kluge Vorgehen der Seminarleitung, die mit ihrem dezenten Angebot der Kabbalat Schabbat die Teilnehmer auf eine Fährte der positiven jüdischen Tradition locken sollte, um sie aus der Obsession der negativen Scho'ah-Selbstidentifizierung zu befreien. Auch dieses Phänomen möchte ich Ihnen mit einer am eigenen Leib erfahrenen kleinen Anekdote illustrieren.

Während meiner Zeit am Jüdischen Museum in Prag tagte in der Stadt eine Weltkonferenz der sogenannten Child Survivors – der Menschen, die während der Verfolgungszeit auf die Welt gekommen sind. Man bat mich, im Rahmen der Konferenz eine Podiumsdiskussion zu moderieren. Ich verabscheue es grundsätzlich, als Referent zu einer Tagung oder zu einem Symposium bloß zu der Zeit zu erscheinen, zu der man selbst aktiv den eigenen Beitrag präsentiert, weil ich es unhöflich finde (wie Sie sehen können, bewirkte meine Selbsttherapie keine Wandlung um 180°, etwa von der Überlebensstrategie der Lagerinsassen hin zu jener der Emigranten). Ich saß also den ganzen Tag im Plenum und wartete dort auf meinen Auftritt. Ich saß in einem Raum, in dem Scho'ah präsent war, und

ertappte mich zu einem bestimmten Zeitpunkt dabei, dass ich etwas verkrampft sitze und darauf achte, dass mir die rituelle Kopfbedeckung nicht vom Kopf rutscht – die ich nicht auf dem Kopf hatte.

Ich besuchte etwa zwei Jahre lang die angebotenen Veranstaltungen von „esra“, habe aber relativ frühzeitig entdeckt, dass – so beglückend die Teilnahme auch war – der kluge Sinn dieser Beschäftigung nicht darauf abzielen sollte, in ihr zu verharren, sondern sich von ihr zu verabschieden. Da die Unfähigkeit, sich gut zu verabschieden auf der von mir angefertigten Liste meiner Neurosen ziemlich oben stand, habe ich daran gearbeitet, es zu schaffen. Was die Veranstaltungen von „esra“ betrifft, ist es mir, glaube ich, auch gelungen. Ich meinte, mich aber auch noch von dem obsessiven Umgang mit dem Thema insgesamt gut verabschieden zu sollen, was mir wohl nicht gelungen ist. Ich möchte Ihnen aber aus einem bestimmten Grund darüber berichten, wie ich es versucht habe.

Ich habe in Prag eine faszinierende alte Dame kennengelernt, deren Bruder zu den prominentesten Opfern von Auschwitz gehörte. Sein Name war Gideon Klein, er war begnadeter Pianist und Komponist, einer der Protagonisten der „Freizeitgestaltung“ in Theresienstadt, und wurde ermordet in Auschwitz im Alter von 24 Jahren. Seine Schwester Eliška überlebte Theresienstadt, Auschwitz und den Todesmarsch. Wie viele Überlebende lebte sie seither mit einem „Auftrag“ – mit dem Auftrag das Werk zu vollenden, dessen Vollendung den Ermordeten nicht mehr möglich war. Ich war dabei in Prag, als die vollständige Werkausgabe von Gideon Klein – die Frucht der jahrelangen Bemühungen von Eliška – von einem angesehenen Musikverlag präsentiert wurde und begriff, dass die über 80jährige charmante, lebhaft und intelligente Dame mit der Erfüllung des Auftrags in der nötigen Energiezufuhr fürs Leben bedroht ist, und hatte eine Idee. Ich machte mich auf sie zu überzeugen, dass der Auftrag noch nicht erfüllt sei, dass sie für die Welt noch ein Zeugnis ablegen sollte, ein Zeugnis über ihr Leben. Die Idee war dadurch großartig, dass sie gleich drei Zwecken dienen konnte. Sie vermochte den Auftrag von Eliška Kleinová und dadurch ihr Leben verlängern, sie gab mir Gelegenheit, meinen Beitrag zur Scho'ah-Literatur zu leisten und darin zeigen, wie man es meiner Meinung nach richtig macht (während der Jahre in der Pressestelle der Jüdischen Gemeinde zu Berlin hatte ich oft Gelegenheit mich über vieles an dieser Gattung zu ärgern und es öffentlich zu kritisieren), und last gewiss not least bot sie mir die Möglichkeit, mich gut von dem Thema zu verabschieden. Wie ich schon sagte, war dieser Wunsch offensichtlich eine Illusion, das Thema hält mich nach wie vor – wenn auch nicht mehr so obsessiv – gefangen.

Ich konnte damals Eliška Kleinová überreden, mir ihre Lebenserinnerungen – und zwar Erinnerungen an das ganze Leben, sowohl vor als auch nach Auschwitz – aufs Band zu sprechen. Ich habe diesen tschechischen Text ins Deutsche übersetzt und chronologisch geordnet und machte daraus ein Buch, in dem die authentischen Lebenserinnerungen durch meine Kommentare nur an den Stellen

unterbrochen wurden, wo ich meinte, sie dem heutigen deutschen Leser erläutern zu müssen. Es gibt im ganzen Text nur eine Stelle, wo mein Kommentar länger und sehr persönlich wird, und diese Stelle möchte ich Ihnen jetzt vorlesen. Ich glaube, dass sie danach verstehen werden, warum ich es tue. Zeitlich gesehen ist diese Stelle die Einleitung zu dem Kapitel, in dem Eliška Kleinová ihre Erinnerungen an das Leben im Lager mitteilt.

„Es wird schwierig sein, die Geschichte der jetzt unmittelbar nachfolgenden Jahre zu erzählen. Es wird schwierig sein, weil es das Grundmuster der Reise ist, die wir auf den Seiten dieses Buches gemeinsam unternehmen, von den Erinnerungen der Eliška Kleinová ausgehend die Welt nachvollziehbar zu machen, wie sie sie im Laufe ihres Lebens wahrgenommen und empfunden hatte. Die Schwierigkeit bei der Beschreibung des Lagerlebens knüpft sich indessen an die Begriffe 'Wahrnehmung' und 'Empfindung'. Ich selbst bin im Jahre 1948 geboren, und meine Eltern mussten wenige Jahre vor meiner Geburt auch die Bekanntschaft mit der Stadt Terezín machen. Während des Schulbesuchs waren die Naturwissenschaften meine Fächer nicht. Um so verblüffender wurde für mich eines Tages die Erkenntnis, dass ich ein in der 5. oder 6. Grundschulklasse in der Biologiestunde gelerntes physiologisches Phänomen fasziniert für das ganze Leben mitgenommen und behalten habe. Es handelt sich um die sogenannte Enzystierung, was ein griechisches Wort ist, das auf Deutsch 'Einkapselung' heißt. Es ist die Fähigkeit einiger winziger Lebewesen, wenn sie in für sie ungünstige Umweltbedingungen geraten, sich in eine Zyste, eine feste, kaum durchdringbare Hautblase einzuhüllen, in der sie dann in eine todesähnliche Starre verfallen. Ich habe es nicht behalten, wie lange dieser Zustand andauern kann, ich kann mich aber daran erinnern, dass mich die Dauer ähnlich beeindruckt hatte wie das Phänomen selbst. Wenn die Umweltbedingungen wieder günstig werden, löst sich die Zyste von allein auf, und das Lebewesen setzt seine Existenz fort, als sei nichts gewesen. Es dauerte Jahre, bis ich die bildliche Bedeutung begriffen habe und die Tatsache, dass sich die menschlichen Seelen in Grenzsituationen auch einer Art Enzystierung als einer Überlebensstrategie bedienen können, mit dem Unterschied, dass die Auflösung der Schutzblase in diesem Fall kein punktueller, sondern ein langwieriger Prozess ist, der bei meinen Eltern während meiner frühen Kinderjahre noch anhielt und bei mir zu einer unbewussten Erfahrung führte, die dann in der besagten Biologiestunde einen unverhofften Wiedererkennungswert gezeitigt hat. 'Ich war jetzt zwar in Theresienstadt, ich war eingesperrt, aber habe mich halt in mich eingeschlossen', sagte Eliška Kleinová in ihren einleitenden Worten zu dem Lagerleben. Ich stelle mir das Konzentrationslager als einen empfindungsfreien Raum vor. Daher ist es dem Menschen nicht möglich, die dort gelebte absurde Realität nachzuempfinden. Natürlich könnte man die Topographie der Stadt Terezín rekonstruieren, was schon in vielen wissenschaftlichen Publikationen geschah, die trägt aber zum Verständnis der dort gelebten Menschenschicksale gleich wenig bei, wie die geographische Karte Dänemarks zum

Verständnis von Hamlet. Man kann die Zahlen der Inhaftierten und Ermordeten aufziffern, das jedoch ist lediglich grauenvolle Statistik für eine grauenvolle buchhalterische Bilanz. Man könnte versuchen, ein Modell des Funktionierens dieses Einzelteils einer monströsen Vernichtungsmaschinerie im Rahmen des Gesamtsystems zu entwerfen, aber auch das hilft nicht dabei nachzuvollziehen, wie Eliška Kleinová Theresienstadt wahrgenommen hatte, denn sie selbst verstand damals wohl auch nicht genau, wie dieses System funktionierte. Es wird vielleicht hilfreich sein, bei der Lektüre ihrer Erinnerungen das Phänomen der Enzystierung der Seele im Hinterkopf zu behalten, um ahnen zu können, wie unerträglich die Realität sein musste, vor der sich die sensible und neugierige Frau, die wir bis jetzt kennengelernt haben, 'in sich einschließen' musste, um sie überhaupt ertragen zu können.“

Zum Abschluss meiner Ausführungen möchte ich Ihnen noch einen Text von mir selbst vorlesen, der zwar nicht unmittelbar mit der Zweiten Generation der Überlebenden zusammenhängt, der aber, wie ich meine, für das Thema, das Sie heute in diesen Saal führt, eine gewisse Relevanz besitzt. Es ist ein Artikel, den ich vor 13 Jahren für die taz geschrieben habe und der die Überschrift trägt „Einmal Diktator von Deutschland sein“. Die Redaktion hat gewissermaßen als Motto folgenden Text vorangestellt, der aus der Laudatio von Heinz Galinski anlässlich der Verleihung des nach ihm benannten Preises an Siegfried Lenz aus dem Jahr 1989 stammt: „Seit Jahrzehnten leben wir Juden und Nicht-Juden in Deutschland beiderseits einer unsichtbaren Grenze, die aus unvereinbaren Erinnerungen besteht. Wir erinnern uns der gleichen Ereignisse, und doch sind es angesichts der uns darin zugewiesenen Rollen unterschiedliche Ereignisse. Die Grenze zwischen uns ist unsichtbar, aber stets präsent, und es ist eine, die täglich von neuem überwunden werden muss. Es sind unzählige Versuche unternommen worden, diese Grenze zu leugnen, sie vergessen zu machen oder sie zu ignorieren. Das Ergebnis war immer wieder – und ich wage vorauszusagen, wird es immer wieder bleiben –, ein jähes Erwachen in einer Sackgasse, deren Ausweglosigkeit im Zweifelsfalle die unbequemen und eindringlichen Fragen der jeweils nachwachsenden Generation deutlich machen.“ Und jetzt der eigentliche Text, aber bevor ich zu lesen anfangen, noch eine Anmerkung. Der Beginn und der Abschluss sind aus didaktischen Gründen ziemlich heiter gehalten. Ich möchte Ihnen aber versichern, dass die eigentliche Kernaussage sehr ernst gemeint ist.

„Ich möchte für ein Jahr Diktator von Deutschland werden. Als erstes würde ich das Fernsehen verbieten. Dann würde ich einen Computervirus in Umlauf setzen, der sämtliche Datenträger formatieren müsste, auf denen sich Spiele fänden. Als nächstes würde ich alle Kneipen schließen lassen. Ich würde dann meine besten Freunde zusammenschicken und beauftragen, ein Jahr lang dafür zu sorgen, dass die Zufuhr und die Abfuhr des Wesentlichen klappt: Damit meine ich, dass die Bäcker

Brot backen, die Bauern Kühe melken und die Müllmänner die Abfälle wegschaffen würden. Und dann würde ich mich auf den Weg machen.

Ich würde durch das Land ziehen und an die Türe klopfen. Wenn man mir aufmachte, würde ich sagen: 'Hallo, ich bin Peter Ambros, der Diktator von Deutschland. Störe ich?'

Selbstverständlich würde ich nicht stören, sondern mit einer Mischung aus Neugierde, Ehrerbietung und Stolz hineingebeten werden. Als ein echter Ersatz für die vermissten 'Tagesthemmen'. Man würde mir einen guten Platz im Wohnzimmer anbieten und mich fragen, ob ich etwas zum Essen oder zum Trinken wünsche. Es würde eine angenehme, fast festliche und freundschaftliche Atmosphäre herrschen. Ich würde die Gastfreundschaft nicht ausschlagen, würde nur um etwas Vegetarisches bitten. Man würde mir etwas aus der Küche holen und sich bei der danach folgenden Konversation beiläufig erkundigen, von Diktator auf Führer assoziierend: 'Essen Sie grundsätzlich kein Fleisch?' 'Das nicht', würde ich antworten, 'ich darf aber nur koscheres Fleisch essen. Ich bin Jude.'

Nach dieser Auskunft würde das Freundschaftliche und zumal das Festliche aus der Atmosphäre verschwinden und auf einen Schlag, je nach dem, vom Betroffenen, Trotzigen, Flapsigen oder Mürrischen abgelöst werden. Ich würde unbeirrt meinen Rosenkohl zu Ende kauen und freundlich lächeln. Das würde zumindest bewirken, dass der Frost im Raum zu klirren aufhören würde. Sie würden begreifen, dass ich – obwohl Diktator und Jude – nicht als alttestamentarischer Rächer gekommen bin. Dann würde ich als Übergang etwas Belangloses erzählen und schließlich einen Witz – am besten einen über Auschwitz. Das würde die Atmosphäre endgültig lockern und das Eis brechen – kaum etwas ist in Deutschland so beliebt wie ein lachender Jude. Und dann könnte ich endlich loslegen.

'Ich habe die Lösung', würde ich dann sagen, 'ich habe sie wirklich. Ich weiß, dass sich hierzulande, wann immer ein Jude auftaucht und als solcher erkannt wird, gleich ein leichter Gasgeruch in der Luft breit macht. Ich weiß, dass ich Sie an etwas erinnere, das Sie gerne vergessen würden, und dass Sie meinen Anblick höchstens leidlich ertragen können, wenn ich fröhlich lache und Witze erzähle. Aber erstens kann ich nicht ständig lachen – schließlich bin ich auch als Diktator nur ein Mensch und habe meinen täglichen Stress –, und zweitens nehmen Sie mir Ihre böse Assoziation zu Unrecht übel. Denn es ist nicht meine, es ist die Ihrige. Und ich habe die Lösung wirklich.

Schuld an Ihrem Verhängnis ist in der Tat ein falsch ausgelegter Satz aus unserer Thora, die Sie das Alte Testament nennen. Sie werden jetzt bestimmt sagen, dass wir Juden wieder schuld sind. Aber ich kann Ihnen das Gegenteil beweisen. Der Satz, den ich meine, ist jener von Lots Weib und der

Salzsäule. In der Thora, auf Hebräisch, steht er so da, wie ihn Martin Buber übersetzte, nämlich – »sein Weib blickte sich hinter *ihm* um und ward eine Salzsäule«. Hierzulande ist er in der Fassung bekannt, wie sie Martin Luther übertrug, und die lautet – »und sein Weib sah hinter *sich* und ward zur Salzsäule«. Was der Unterschied ist, möchten Sie wissen? Ein riesiger Unterschied. Es war nicht der Blick auf das brennende Sodom und Gomorrha, der sie erstarren ließ, sondern der Blick auf ihren Mann. Sie mögen erwidern, das gebe keinen Sinn. Aber die Bedeutung liefert uns ein weiser deutscher Rabbiner aus der Zeit vor mehr als 100 Jahren nach, Samson Rafael Hirsch mit Namen. Er erklärte: »Indem sie stille stand, ward sie von dem ihr auf die Ferse folgenden Tode erreicht.« Also durch ein einziges falsch übersetztes Wort setzte sich der Irrglaube durch, es sei tödlich, auf die vollzogene, in der sicheren Ferne liegende Katastrophe zurückzublicken. Und das Original besagt genau das Gegenteil, nämlich dass es tödlich ist, sich von der Katastrophe nicht schnell genug zu entfernen. Warum es das Gegenteil sei? Das liegt doch an der Hand: Wenn man nicht zurückschaut und sich die Dinge nicht genau ansieht, kann man nicht wissen, wie sie beschaffen waren, folglich entfernt man sich von ihnen nicht schnell genug, weil man sich vor ihnen nicht gut schützen kann, wenn sie wieder nahen.

Sie tun so, als hätten Sie mit alledem gar nichts zu tun, aber kaum tauche ich auf ohne ein fröhliches Lachen auf meinen Lippen, und schon ist Ihre Laune dahin. Und das Verrückteste daran ist, dass Sie tatsächlich mit alledem nichts zu tun haben. Sie wissen es nur nicht, weil Sie Angst haben, sich umzuschauen, und deshalb müssen Sie so tun, als ob.

Warum akzeptieren Sie eine große nationale Geschichte, ohne zuerst auf die eigene Familiengeschichte zu schauen? Sie haben doch Eltern und Großeltern, die damals lebten. Die meisten von ihnen sind im unterschiedlichen Maße schuldig. Warum laden Sie deren Schuld auf die eigenen Schultern, ohne zu wissen, wie groß sie war? Und warum wälzen Sie Ihr Unbehagen darüber, dass Ihnen der Mut fehlt, sie zur Rede zu stellen, auf mich ab? Na klar, eben deswegen.

Es ist einfach. Stellen Sie Fragen, auch wenn sie unangenehm sind. Keine Angst, Sie kriegen keine Haue. Sie sind schon groß. Auch um sie brauchen Sie sich keine Gedanken zu machen: Erstens steht Ihnen das Recht auf die Wahrheit zu, zweitens helfen Sie auch ihnen, weil die unausgesprochene Wahrheit eine Last ist. Und wenn Sie auch keine Antworten kriegen – oder keine mehr kriegen können, weil jene, die sie geben könnten schon tot sind –, dann stellen Sie die Geschichte einfach nach. Kramen Sie in alten Papieren und versuchen Sie Zusammenhänge herzustellen, zu begreifen. Wie alt waren mein Vater und mein Großvater, als am 20. Januar 1942 im Wannsee die Endlösung der europäischen Frage beschlossen wurde? Können sie dabeigewesen sein in der Villa Minoux? Nein? Na

sehen Sie, da kommt schon die erste Erleichterung: Zum ersten Kreis der Verbrecher gehörten sie schon mal nicht. Was waren sie von Beruf? Richter? Hatten sie Urteile wegen Rassenschande verhängt? Arzt? Hatten sie die Stelle eines herausgeschmissenen jüdischen Kollegen ergattert? Elektroingenieur? Bastelten sie in Peenemünde an den V-Raketen mit? Chemieingenieur? Hatten sie etwas mit dem Zyklon B zu tun? Bahnangestellte? Hatten sie ihren Beitrag für das lückenlose Funktionieren des Systems der Deportationen geleistet? Ladenbesitzer? Hatten sie das Geschäft eines zur Emigration gezwungenen oder deportierten Juden arisiert? Wenn sie Soldat waren, wo und wann waren sie im Einsatz und bei welcher Waffe? Irgend etwas von alledem oder ein jeweils vollwertiger Ersatz wird schon greifen.

Was Sie dann tun, ist noch ein Stück schwieriger. Geben Sie vor sich selbst – wenn auch nur für einen Augenblick – zu, dass Sie von Ihren Eltern und Großeltern geistig verstümmelt wurden durch die Tatsache, dass sie Ihnen die ganze Wahrheit vorenthalten und durch das bequeme Schweigen Ihnen eine Mitschuld, oder zumindest eine so empfundene Mitverantwortung aufgehalst haben. Hassen Sie sie für einen Augenblick – nicht für das, was sie anderen, sondern dafür, was sie Ihnen selbst dadurch angetan haben. Und nun kommt das Schwierigste. Versetzen Sie sich in deren Lage. Überlegen Sie sich, was Sie gemacht und wie Sie empfunden haben, als Sie so alt waren, wie sie damals. Was die Voraussetzungen sein mochten und wo die Schwächen lagen. Und dann versuchen Sie, ihnen zu verzeihen. Wenn Sie das hinter sich gebracht haben, sind Sie befreit.

Und so lange Sie es nicht tun, können Ihnen weder lachende noch Absolution erteilende Juden helfen, und schon gar nicht Historiker, die die große Geschichte zu umschreiben versuchen. Es können Ihnen auch die eigenen Ersatzversuche nicht helfen, krampfhaft zu jenen Ecken der Geschichte den Kopf umzudrehen, die mit Ihrem Problem etwas zu tun haben, nicht aber Ihr Problem sind – nämlich statt auf Ihre eigenen auf meine Eltern und Großeltern zu schauen.'

An dieser Stelle würde ich aus der Brusttasche an meinem Hemd den dort vorbereiteten Zettel herausholen und fortfahren:

'Ich lese Ihnen etwas vor, was vor ein paar Jahren ein Nobelpreisträger in Berlin gesagt hat, er heißt Elie Wiesel. »Für Sie als junge Deutsche ist die Erinnerung nicht leicht. Sie ist womöglich noch schwieriger als für uns. Wir versuchen, uns an die Toten zu erinnern – Sie müssen sich an die erinnern, die sie getötet haben. Schmerzhaft sind diese Versuche beide – aber es ist nicht derselbe Schmerz. Ich schlage Ihnen vor: Öffnen Sie sich Ihrem Schmerz, so wie wir uns unserem geöffnet haben. Es fällt

Ihnen schwer zu glauben, dass Ihre Eltern und Großeltern solche Dinge getan haben? Mir auch.
Denken Sie an die Folterer, so wie ich an die Opfer denke.«'

In das hier eingetretene und betretene Schweigen hinein würde ich mich für den Rosenkohl bedanken und gehen. Ein Haus, eine Stadt weiter gehen. Noch kurz bevor das Jahr um wäre, würde ich dem Stammpublikum von Bayreuth eine Pflichtfahrt zum Festspielhaus verordnen, und neben 'Kaiser von Atlantis' von Viktor Ullmann dort nur noch Orchester- und Kammermusik von Gideon Klein, Hans Krása, Pavel Haas und Erwin Schulhoff hinter verschlossenen Saaltüren aufführen lassen. Unmittelbar bevor ich vertragsgemäß abdanken würde, ließe ich sämtliche Plakatwände des Landes mit dem Spruch bekleben 'Liebt eure Töchter, denn aus ungeliebten Töchtern werden liebesunfähige Mütter und die sind das eigentliche Verhängnis der Nation.'

Ich weiß, mehr als einen Besuch am Tag würde ich nicht verkraften, und 365 Tage reichen für 80 Millionen nicht aus. Und wenn ich ehrlich bin – ich möchte kein Diktator werden und schon gar nicht von Deutschland. Aber vielleicht ginge es auch ohne... ?"

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

¹ Instruktive Einführung http://www.ifs.uni-frankfurt.de/people/van_gelder/d_trauma.html [31.03.09].

² <http://www.buchhandel.de/detailansicht.aspx?isbn=978-3-935712-85-9> [31.03.09].